MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80672-3

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

CRUSIUS, OTTO

TITLE:

WIE STUDIERT MAN KLASSISCHE ...

PLACE:

MUENCHEN

DATE:

1911

Master Negative #
92-80672-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

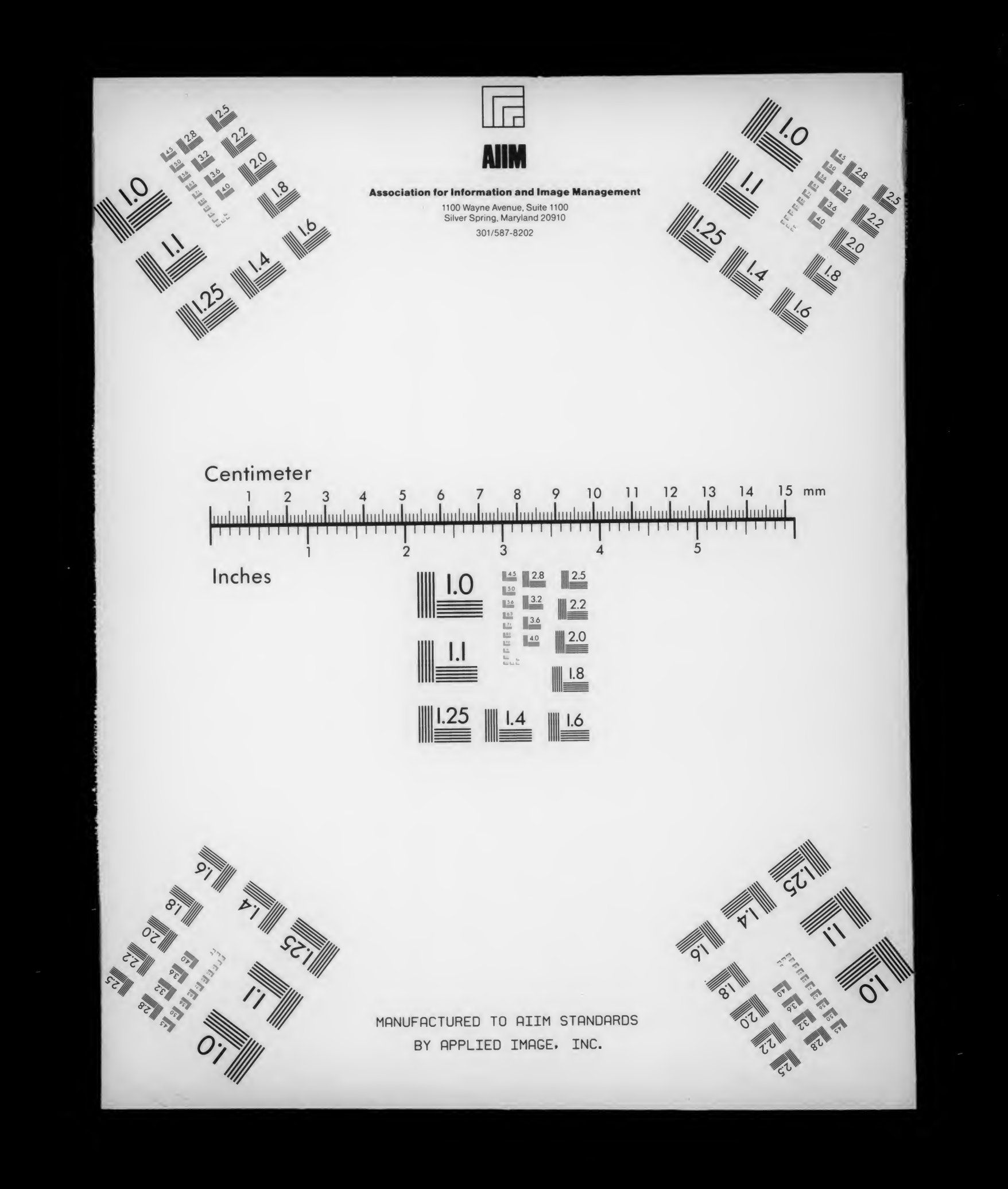
887
C889 Crusius, Otto, 1857- 1918.
Wie studiert man klassische philologie? Ein vortrag von Dr. Otto Crusius... München, Verlag von E. Reinhardt, 1911.
56, [2] p. 19 cm.

17853

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6-17-93 INITIALS MV
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Wie ſtudiert man klaſſiſche Philologie?

Ein Vortrag

von

Dr. Otto Cruſius
Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität München

60 Pfg.

Verlag von Ernſt Reinhardt in München
1911.

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Μηδὲν ἄγαν

JULIUS SACHS

Wie studiert man klassische Philologie?

Ein Vortrag

von

Dr. Otto Crusius
Professor der klassischen Philologie an der Universität München

LIBRARY

Verlag von Ernst Reinhardt in München
1911.

From the library
of Julius Sachs
8.15.35

887
C889

Als mich Ihr Herr Vorsitzender bat, in Ihren Kreisen einen einleitenden Vortrag zu halten, hatte ich die Absicht, ganz zwanglos zu Ihnen zu sprechen und ich habe es durchaus als willkommen begrüsst, dass mir Gelegenheit dazu geboten wurde. Etwas bedenklich wurde ich, als ich vor einigen Tagen unter dem verheissungsvollen Titel: „Wie studiert man klassische Philologie?“ meinen Namen an den Strassenecken entdeckte. Auf derartiges hatt' ich mich durchaus nicht eingerichtet. Ich kenne Ihre typischen Zweifel und Fragen im Semesterbeginn: so war mein eigentlicher Gedanke der, keine feierliche Vorlesung auszuarbeiten, sondern eine Reihe von Erfahrungen mitzuteilen, wie ich sie seit vielen Jahren in der Sprechstunde gemacht habe. Vor dieser Versammlung aber muss ich wohl etwas mehr leisten, und ich will sehn, ob es gelingen wird. Das Thema ist von Ihrem Herrn Vorsitzenden nach berühmten Mustern formuliert worden. Ich habe der vollendeten Tatsache gegenüber keinen Einspruch erhoben, obgleich ich so ein bischen den Eindruck eines Wunderdoktors mache. Um Ihnen in e i n e r Stunde zu sagen, wie man klassische Philologie studiert, dazu muss man

ein weiserer Mann sein als ich.*) Ich bitte Sie, zu verzeihn, wenn ein λόγος ἀκέφαλος, wie Plato es nennt, zustande kommt.

Ferner liegt eine Schwierigkeit für den Vortragenden darin, wie er sich in einer so vielgestaltigen Versammlung einrichten soll. Beim Brief weiss man einen bestimmten Korrespondenten vor sich, auch die Hörer im Kolleg kann man als gleichgestimmte Seelen betrachten: aber hier sehe ich nebeneinander zahlreiche Damen, einige ehrwürdige Herren von hohen Semestern, und vor allem sehr viele Füchse. Auf deren Bedürfnis will ich zunächst meine Worte einstellen. Aber glauben Sie nicht, dass ich einen blossen Protreptikos, eine Werberede zu halten beabsichtige, Nicht-Berufene sollen einen Apotreptikos hören; denn die Schwierigkeiten und Schatten unsres Handwerks sollen nicht verschleiert werden. Die blossen ναρθηκοφόροι und βέβηλοι gründlich und rechtzeitig abzuschrecken — vielleicht tu' ich das schon mit diesen dunklen Worten, — halt' ich für notwendig und verdienstlich.

Nun wollen wir herantreten an unser Thema. Ich bitte, wie gesagt, die alten Semester, zu verzeihn, wenn ich mich zunächst auf den Standpunkt der Füchse stelle; über fünfzig Prozent von Ihnen werden doch wohl in den ersten Semestern stehn. Sie kommen vom Gymnasium. Das hat die Aufgabe wenigstens in den Oberklassen die Schüler möglichst direkt an die Klassiker hinanzuführen, den unmittelbaren Genuss, die lebendige Auffassung des antiken Meisterwerkes in humanistischem Geiste zu erschliessen und zu vermitteln. Sie haben da vielleicht schon so reiche Eindrücke empfangen, dass sich in ihrem Innern ein allgemeines ideales Bild von der alten Welt aufgebaut hat — dieser Welt, die mit der unsern äusserlich nicht gar zu viel gemein hat, und doch eine so mächtige und einheitliche Kultur beherbergt.

Von diesem Eindruck werden Sie, wenn Sie in den Fachunterricht der Universität hineintreten, vielleicht ein paar Stufen hinabzusteigen meinen. Ich erinnere mich wenigstens, dass es mir so ging.

Der Leiter unsres Gymnasiums, der Begründer der historischen Grammatik und Dialektologie des Griechischen, H. L. Ahrens, hatte uns für die Probleme der Prometheus-Trilogie und die Geheimnisse der poetischen Technik, wie für Sprach- und Literaturvergleichung begeistert. So hatte ich schon als Schüler grosse Aufsätze geschrieben über antiken und modernen Volksliederstil und über den Bau der Dramen des Sophokles; wie es die Jugend tut, die gleich die Sterne vom Himmel holen will. Hier an der Universität haben wir zunächst ein andres Bestreben. Wir wollen Sie hier nicht Luftschlösser bauen lehren; sie sollen auch nicht

*) Es wurden in der Tat mehrere Stunden und eine Nachsitzung daraus. Zu Grunde liegt dem nachstehenden ein Stenogramm, das freilich von Lücken und Missverständnissen nicht frei war. Es ging nicht an, ohne völlige Umgestaltung, die Spuren der Entstehung zu verwischen; auch Wiederholungen, wie sie sich beim mündlichen Vortrag einzustellen pflegen, sind nicht immer getilgt. Es folgten nach meiner Skizze noch die Abschnitte: VI. philologische Berufskrankheiten und geistige Hygiene; VII. das Verhältniss des Fachstudiums zur persönlichen Bildung; VIII. über die Stellung der Philologie und des Altertums in der modernen Welt. Für sie musste ein kurzes improvisiertes Schlusswort eintreten.

fremde Gedanken und Ergebnisse einfach hinnehmen oder mit ein paar neueren *flores et colores* weitergeben. Sie müssen bei uns Lehrlingsdienste tun und Gesellendienste; langsam Schritt für Schritt an Ihr Ziel sich heranarbeiten: an das Hauptziel, wissenschaftlich mündig zu werden. Dies mag manchem jungen Mann etwas spanisch vorkommen; aber vor die Erfolge haben die Götter den Schweiss gesetzt. Ihre Luftschlösser will ich Ihnen deshalb nicht verleiden; jedem wirklich jungen Menschen schweben sie vor und sie sind auch etwas sehr Schönes: ferne Ziele, die ein frohes Kraftgefühl in greifbarer Nähe zu sehen meint. Doch nun zur Sache.

I.

Sie wollen nach dem Stichwort, das ausgegeben ist, klassische Philologie studieren. Das Wort schliesst Forderungen, Voraussetzungen in sich. In Frankreich und auch in Amerika und England, da studiert man Latein oder Griechisch. Wir studieren aber klassische Philologie. Wir halten diese Bezeichnung, die, so viel ich weiss, im achtzehnten Jahrhundert neben die ältern der *humaniora* getreten ist, noch durchaus fest und fordern damit, dass „klassische Philologie" als einheitliches Fach betrieben werde.

Rein geschichtlich betrachtet, bezeichnet der Ausdruck die Ueberzeugung von der unbedingten Kulturgemeinschaft von Römern und Griechen. Wir wissen, dass diese Kulturen zusammengehören. Soviel Grosses und Eigenartiges Rom geschaffen hat: der alte Geograph hat doch Recht,

der es eine πόλις Ἑλληνίς nannte. Rom ist in seiner ganzen Kultur vom hellenistischen Geist durchdrungen; es fügt sich zunächst auch in das hellenistische Staatensystem ein und vollendet den Gedanken der hellenistischen Weltmonarchie. Selbst auf dem Gebiet des Rechtes und der Politik reichen die Wurzeln nach Griechenland hinüber. Beide Völker sollen Sie kennen lernen, nicht das eine oder das andre. Dass unsre Fakultäten, unsre Examensordnungen — wenigstens in der Mehrzahl — an dieser Forderung festhalten, ist sehr willkommen, weil es in der Natur der Sache begründet liegt.

Aber das Wort klassisch hat eigentlich eine andre Bedeutung, es drückt eine Wertschätzung aus, und da trifft uns vielfach Zweifel und Spott. Von der Herkunft und dem Wechsel des Begriffs „klassisch" wäre viel zu sagen; aber die Zeit ist kurz. Heute möge nur festgestellt werden, dass auch für die kühle geschichtliche Betrachtung die beiden Völker wirklich „klassische" Völker sind, auserwählte Völker, sogar die allerersten. Sie haben einmal die Grundlage geschaffen, auf der das geistige Leben und die Kultur aller andren europäischen Völker ruht. Kein andres Volk kann solchen Anspruch erheben. Alle Wege führen schliesslich nicht nur nach Rom, sondern vor Allem nach Athen, nach Alexandrien, an den Küstensaum von Kleinasien, wo vor mehr als zwei Jahrtausenden die Griechen im Austausch und Kampf mit dem Orient sich behauptet und die Grundlinien europäischer Gesittung, Kunst und Wissenschaft festgelegt haben. Die ästhetische

und ethische Schätzung will ich dabei für heute ganz ausschalten.

In der Zeit nun, meine Herren, wo diese Kultur lebendig war, wo sie geschaffen wurde und weiter wuchs, da haben Ihre Studien ihr Zentrum, von Homer bis ins dritte und vierte Jahrhundert nach Christus. Feste Grenzen aber, das kann man sich nicht klar genug machen, gibt es nicht, weder zeitlich noch örtlich.

Dahinter steht die Welt des alten Orients, die für die antike Zivilisation soviel getan hat, und eben weichen auch die Nebel über der ältesten kretisch-minoischen Mittelmeerkultur mit ihren unerwarteten Ausblicken und ihren dunkeln Rätseln, die einen neuen Grotefend und Champollion erwarten.

Das liegt aber alles vor unsrer Zeit, wenn es auch sehr in unsre Aufgabe hineinspielt. Umgekehrt: nach Byzanz und in das Mittelalter des Westens hinein dringen die Wellen der antiken Kunst und Literatur; denn die Antike war nie tot, nie vergessen und abgetan. Nicht eine Renaissance, meine Herren, sondern viele Renaissancen gibt es. (Könnte man nur bei dieser von Italien und dem Altertum ausgehenden europäischen Angelegenheit das französische Wort los werden.) Diese späten Grenzgebiete waren nirgends besser angebaut als in München: ich erinnere an K. Krumbacher und Ludwig Traube, die vor kurzem noch unter uns wandelten. Hier lockt eine Fülle unerledigter Probleme und vor allem massenhafter neuer Stoff, eine wahre terra virgo, zu schlichter, aussichtsreicher Arbeit. Mögen denn

manche von Ihnen auf diese noch immer zu wenig beachteten Gebiete hinauswandern, man kann ihnen nur Glück und angenehme Reise wünschen. Aber das wird Kollege Heisenberg, den ich vor mir sehe, mir bestätigen, dass ein guter Byzantinist und Mittellateiner ein guter klassischer Philologe sein muss: Byzanz und die Karolingerzeit sind nicht zu haben ohne den Weg durchs Altertum. Bei der Gelegenheit möchte ich doch — so wenig ich hier sonst auf das Wertungsproblem eingehe — ich möchte doch Eins feststellen, vielleicht im Gegensatz zu meinem dahingegangenen Freunde Krumbacher, dessen Vorwort zur byzantinischen Literatur Sie vielleicht schon gelesen haben oder einmal lesen werden. Es war kein leerer Wahn und keine Willkür, wenn man zunächst die sogenannten „klassischen Zeiten" bevorzugte. In der Naturwissenschaft mag es kein Werturteil geben, in den Geisteswissenschaften kommen wir nicht darum herum. Auch im Sinne einer zweckmässig vorgehenden historischen Arbeit ist es wünschenswert, dass man sein Augenmerk zunächst und vor allem auf die starken, weithin wirkenden Zeiten und Persönlichkeiten richtet. Und ein seltsames Vorurteil ist es, wenn man meint, dass es auf unserm Gebiet an Aufgaben fehle.

Bei uns ist unendlich viel zu tun, meine Herrn. Alljährlich fördert der Spaten überreichliche Funde aus der Erde hervor, Inschriften, Kunstwerke, Papyri, die einer fachmässigen Bearbeitung harren. Und jede Zeit hat ihre eigenen Fragen, die sie an die Vergangenheit stellt. So die unsere ästhetische, sozialwissenschaftliche, religions- und sprachge-

schichtliche, wie man sie vor ein paar Menschenaltern kaum richtig zu formulieren verstand. Vor allem aber müssen Sie sich im Laufe Ihrer Studien prüfen, ob Sie sich in dieser versunkenen Welt wirklich wohl fühlen, ob Sie in ihr etwas wie eine zweite Heimat finden werden — ich möchte eine Stelle aus einem Briefe W. v. Humboldts zitieren können, um Ihnen klar zu machen was ich meine.

So wäre die klassische Philologie also die Wissenschaft, die es zu tun hat mit diesen beiden Völkern, ihrem Schaffen und Sein und vor allem mit ihren grossen Persönlichkeiten — denn das Hervortreten, die Emanzipation und Verewigung des Individuellen in der Kunst wie in der Philosophie und Wissenschaft ist das bezeichnende für die Antike, vor allem im Gegensatz zum alten Orient, dessen Leistungen bei aller Wucht und Machtfülle doch für uns meist etwas Unpersönliches, ja buchstäblich Anonymes behalten.

II.

Weiter: Sie nennen sich wohl Studenten der klassischen Philologie, aber wer Sinn für dekorative Wirkung hat, setzt dem ‚phil.' vielleicht ein ‚et hist.' oder ‚arch.' hinzu. Es spricht sich da die Anschauung aus, dass die Philologie mit der Geschichte und der Archäologie verwandt, aber nicht identisch ist. Auch in unseren Seminarräumen sind klassische Philologie und alte Geschichte verbunden; es waren lediglich architektonische Schwierigkeiten, die es verhinderten, die Archäologie wenigstens als Nachbarin zu gewinnen, wie in dem

schlichten Hause in Heidelberg, worin die drei Schwesterdisziplinen buchstäblich unter ein Dach gebracht waren.

Bei Nachbarn kommt es leicht zu Grenzstreitigkeiten: Das zeigt sich auch hier. Wo liegt das eigentliche Arbeitsgebiet der alten Geschichte, im Gegensatz zur klassischen Philologie? Anders als bekannte und führende Gelehrte, anders vor allem als jene Zukunftshistoriker, die aus der Geschichte eine Typen- und Gesetzwissenschaft machen wollen, möchte ich mich auf jene schlichte, von Thukydides begründete Auffassung beschränken, die Ranke vertrat, und für deren Berechtigung vor einigen Jahren wieder Eduard Meyer in Berlin in einem lichtvollen Vortrag eingetreten ist. Diese Auffassung liegt aber ausgeprägt nicht in dem griechischen Terminus Historia, der eigentlich Forschung bedeutet, wohl aber in dem gut deutschen Wort Geschichte.

Es ist wirklich so, meine Herren, die Geschichte hat es mit dem Geschehen zu tun, mit der Bewegung, der Kette der Ursachen und Wirkungen. Was Veränderungen hervorruft, was wirkt, das ist geschichtlich bedeutsam, mag es auch ästhetisch oder ethisch minderwertig sein. Das Verfolgen, die Darstellung des Geschehens, möglichst unter dem Gesichtspunkt von Ursache und Wirkung, ist Aufgabe der Geschichte. Alle Stoffe sind geschichtlicher Behandlung zugänglich, auch Religion, Kunst und Literatur. Man meint wohl: Literaturgeschichte, das ist doch sicher Sache des Philologen. Aber wenn ich mich als Literarhistoriker mit der Entwicklung der Dichtungsgattungen, mit

der geschichtlichen Stellung der Meister und der Entstehung und Wirkung ihrer Werke beschäftige, übe ich keine einfache philologische Tätigkeit aus. Es ist kein Zufall, dass die lebendigste römische Literaturgeschichte von einem Historiker geschrieben ist, von Theodor Mommsen. Die eigentliche Aufgabe der Philologen liegt wo anders; sehr einfach und schlicht ist diese Aufgabe, in der jedoch das ganze Ergebnis der gewaltigen Lebensarbeit zahlreicher Forscher seit der Hellenistenzeit eingeschlossen ist. Es ist die Aufgabe die Schriftwerke und, gehn wir weiter, die Kulturdokumente richtig herzustellen und richtig auffassen zu lehren. „Recte legere, recte intellegere", das ist die Hauptaufgabe der Philologie. Das hat sie nicht als condominium gemeinsam mit der Geschichtswissenschaft, sondern als besondre Provinz. Einen Text recht fest herzunehmen, ihn nach allen Regeln der Kunst zu bearbeiten, vor allem bis ins feinste und tiefste zu erklären, das ist es, was Sie als Philologen vor allem lernen müssen — und nichts ist Ihnen, beiläufig auch für Ihren künftigen Lehrerberuf nötiger und nützlicher, als die Ausbildung dieser Fähigkeiten. Wenn Sie wollen, ist die Philologie in diesem Sinne mehr eine Techne, eine Kunst, als eine Wissenschaft (worin ich durchaus keine Degradation sehe); sie arbeitet aber den verschiedensten geisteswissenschaftlichen Disziplinen in die Hand, ja man kann sagen, dass erst durch die Kunst des Philologen geschichtliche Arbeit möglich wird.

Der entscheidende Schritt wurde auch hier in attisch-hellenistischer Zeit getan. Da stellte man

die Auslegung literarischer Dokumente, die sprachliche Hermeneutik überhaupt, als Problem auf und gewann bald jenen Grunddsatz, von dem die naive, jede Ueberlieferung umbildende ältre Zeit nichts wusste: dass Schriftwerke und Schriftsteller zunächst individuell und geschichtlich zu fassen und aus sich selbst zu erläutern seien. Die Grundsätze methodischer Erklärung, wie sie der Philologe Aristarch durchbildete und handhabte, besitzen für die geschichtlichen Wissenschaften eine kaum geringere Bedeutung, als die Entdeckung seines ältern Namensvetters, des Vorgängers von Galilei und Kopernikus, für die Astronomie — im Mittelalter (das vom Standpunkt der Wissenschaft aus betrachtet in der Tat ein Mittel-Alter bleibt, ein Intermezzo zwischen den Hauptakten) — im Mittelalter hatten die Lehren der beiden grossen Forscher auch das gleiche Schicksal, nämlich völlig vergessen zu werden. Das ist also das wesentliche: Der Schwerpunkt der philologischen Tätigkeit liegt in den alten Schriftwerken selbst. Etwas ähnliches lässt sich über die Behandlung der anderen Kulturdokumente sagen. Neben der alten Kunstgeschichte steht eine herstellende und erklärende, sozusagen philologische Archäologie. Nur nimmt beim Wortkunstwerk die vermittelnde Tätigkeit einen grösseren Raum ein: Die Wortsprache der Antike ist uns fremder, als die Formensprache, auch muss eine Dichtung immer wieder aufgebaut werden an der Hand der Zeichen, während das Bildwerk abgeschlossen vor uns steht — soweit es nämlich im Original erhalten ist. Die Arbeit der kritischen Herstellung aus verschiedenen Kopien

und Fragmenten hat eine ganz ähnliche Bedeutung und Methode, hier wie dort.

Das ist unsre Hauptaufgabe: sie scheint so recht bescheiden, und man muss sagen, ihre Bedeutung schrumpft immer mehr zusammen, je näher uns die Erscheinungen stehn. Eine philologische Tätigkeit bei Hauptmann und Hofmannsthal, Ruederer und Thoma, und selbst bei Stephan George wird Gott sei Dank ohne rechten Zweck und Erfolg bleiben; diese Männer sind unsre Zeitgenossen, sie drücken sich so aus, dass wir sie verstehn, und wir haben ähnliche Voraussetzungen, eine ähnliche „Apperzeptionsmasse" wie sie. Aber es gibt Werke schon aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, bei denen wir unerlässlich einen Kommentar nötig haben. Immermann's Münchhausen ist in seinen literarisch-satirischen Partien nicht mehr ohne weiteres zugänglich, ebensowenig das Meiste von Jean Paul oder von Arnim und den Mitarbeitern der Einsiedlerzeitung. Hier gewinnt die Sache schon an Bedeutung, hier ist ein philologischer Vermittler bereits nötig. Diese Notwendigkeit wächst aber glücklicherweise nicht mit der Distanz. Wir brauchen, vom Sprachlichen abgesehen, bei manchen antiken Meisterwerken nur sehr leichte Nachhilfen, weil sich alles im „Rein-Menschlichen" bewegt und der Kern noch heute unmittelbar wirkt. Immerhin, die Verschiedenheit des Volks, der Religion, der Kultur, macht immer etwas aus; sich in die Werke einer so fernen Zeit wirklich hineinzufühlen, sie zu verstehn und zu vermitteln, ist keine leichte Aufgabe. — Ihre Hauptaufgabe! Nirgends zeigt es sich

mehr, ob Jemand zu unserm Studium berufen ist, als bei der Behandlung eines bedeutsamen und schwierigen Textes.

Eine Hauptschwierigkeit liegt bei uns nun in dem Zustand der Ueberlieferung. Michael Bernays hat gezeigt, welch komplizierte Aufgaben der Textkritik schon bei Goethe zufallen. Bei antiken Texten liegen Jahrhunderte und Jahrtausende zwischen unsern Urkunden und der ersten Fixierung. Es ist ein Wunder, dass unsre Texte nicht noch schlimmer aussehn; was einmal in fester, literarischer Form da war, ist seit der Hellenistenzeit, wo das wissenschaftlich-philologische Bewusstsein erwachte, im Ganzen sehr gut weggekommen. Die schwierigsten Probleme bieten die Texte der ältesten vorliterarischen und vorwissenschaftlichen Zeit, die das Buch nur als Unterlage für einen nach Zeit und Ort frei zu modifizierenden mündlichen Vortrag kannte — die homerischen Epen und Hymnen, die Hesiodea und Theognidea —, und die volkstümlichen Bücher der Spätzeit aus unliterarischen Kreisen, wie der Aesop-Bios, der Alexanderroman, der Physiologus. Für alle diese Erscheinungen existiert eigentlich der Begriff eines ein für allemal fixierten Textes überhaupt nicht. Ich glaube, schon die Alexandriner waren sich bewusst, dass sie eine Art Quadratur des Zirkels suchten, als sie aus dem für den lebendigen Sänger- und Rhapsoden-Agon bestimmten Homerexemplaren etwas wie ein Lesebuch im Sinne ihrer Zeit zu gestalten unternahmen. Das zeigt ihr eigenartiges, behutsames Zeichensystem, das Dubletten, Einschiebsel, Anwüchse nicht tilgt, sondern duldet.

Das philologische Ideal in diesem Fall ist, die ganze Entwicklung des Textes, auch sein Fortwachsen in späterer Zeit anschaulich zu machen, und ich meine, grade in der Art unsrer Kollegen aus Alexandrien könnte man ihm am nächsten kommen.

Bei aller Kompliziertheit fester greifbar ist die Textgeschichte der Alten im Mittelalter. Eine urkundliche Grundlage können wir — das wissen wir seit Lachmann und Ritschl — nur auf diesem Wege gewinnen; da greifen dann vielfach die hier von Krumbacher und Traube organisierten mittellateinischen und mittelgriechischen Studien ein, wie ich selbst vor allem bei dem schwierigsten Problem derart erfahren habe, das mich beschäftigt hat — ich meine die antiken Paroemiographen oder Sprichwörtersammler.

Mit alledem kommen wir aber noch nicht zu einem lesbaren Text; immer wieder zeigen sich Lücken und Verderbnisse, wie bei fragmentarisch erhaltenen Bildwerken, und nicht nur die ratio scharfer Exegese und exakte Kenntnisse in allen philologischen Disziplinen, auch ein lebendiges Mitempfinden und eine ans Künstlerische streifende kombinatorische Phantasie ist vielfach nötig, um das Urbild einigermassen wiederzugewinnen.

Das ist alles sehr umständlich und unbequem — auch mir wäre es lieber, wenn wir recht viele Autographa und zeitgenössische Exemplare der Alten hätten, man könnte sich dann unmittelbarer dem Genuss und der Auslegung ihrer Werke zuwenden. Aber wie die Sache einmal liegt, kommen Sie um diese Hindernisse nicht

herum: Sie müssen hinübersetzen lernen, wenn Sie zum Ziel kommen wollen. Und die Fähigkeit dazu haben Sie sich in beharrlichem Training auf der Universität zu erwerben.

Nun, meine Herren, wenn Sie Alles, was Sie lesen, in diesem Stil behandeln wollten, würden Sie in Ihrem ganzen Leben nicht weit kommen. Sie stehn zwei reichen Literaturen und Kulturen gegenüber. Sie sollen sie in den nächsten Jahren einigermassen kennen lernen, Sie sollen mit den bedeutsamsten Schriftstellern vertraut sein — wie fangen Sie das an?

Der alte Naegelsbach sagt einmal, es gebe nur eine Art des Lesens, die nämlich, die zu einem soliden Verständnis führt; der Unterschied den man mache zwischen statarischer und kursorischer Lektüre sei unberechtigt. Ob das selbst für die Schule zutrifft, will ich dahingestellt sein lassen; wir kommen damit nicht aus. Wir haben eine verschiedene Art nötig, uns mit den Texten zu befassen. Sie müssen herein in die Werkstatt der Seminare, um das Handwerk zu erlernen, die Technik loszukriegen. Sie müssen die Grundlagen unsrer Ueberlieferung, die handschriftlichen Urkunden selbst zu lesen und zu prüfen, alle Schwierigkeiten exegetischer Art selbst zu bezwingen imstande sein. Darum empfiehlt es sich zu scheiden zwischen zwei Arten der Lektüre. Einmal die Texte vom Grund aus vollständig durcharbeiten, auch ihrer Ueberlieferungsgeschichte nachgehn; da dürfen Sie keiner Schwierigkeit ausweichen, entweder erklären, oder feststellen, dass eine Stelle nicht zu erklären sei. Dabei müssen Sie das Werk

lesen lernen als Produkt seiner Gattung und Erzeugnis seines Verfassers, also auch seine geschichtlichen und biographischen Beziehungen verfolgen. Es ist sehr schwierig, ein Werk in diesem Sinne philologisch durchzuarbeiten, es erfordert viel Zeit, vielleicht mehr Zeit, als es zu schaffen — Sie werden das ja, zunächst mit starkem Befremden, in unsern Uebungen selbst erleben.

Aber ich bin nicht der Meinung, dass dieser Weg der einzige ist. Neben dieser Art gibt es noch eine orientierende Lektüre, die sich mit einem Gesamteindruck zufrieden gibt, die den Text hinnimmt, wie ihn eine gute Ausgabe bietet, eine schwierige Stelle notiert, vielleicht ein Fragezeichen an den Rand setzt, aber doch weiterstrebt, um Gesamteindrücke zu gewinnen. Es ist ganz gut, einmal im Husarentempo vorwärts zu gehn. Eine solche orientierende Lektüre ist absolut notwendig. Sie begleitet zweckmässig gewisse Vorlesungen, z. B. über Literaturgeschichte. Nur so gewinnen Sie die nötige Fülle der Anschauungen und Anknüpfungen, gewinnen Sie auch einen ausreichenden Wortschatz und fördern Sie ihr instinktives Sprachgefühl. Ich rede nicht der Oberflächlichkeit das Wort: man muss sich bewusst bleiben, dass das nur der erste Grad ist und dass jedes grosse Geisteswerk im Grund unerschöpflich bleibt. Trotzdem — je höher ein Kunstwerk steht, desto sicherer gewinnt man bei einer solchen orientierenden Lektüre doch schon einen bestimmten Eindruck. Gerade die höchsten Kunstwerke scheinen mir bis zu einem gewissen Grade souverän zu sein, in ihrem Wirkungskern unabhängig von geschicht-

lichen und persönlichen Voraussetzungen. Nur so erklärt sich das Wunder, dass die Meisterwerke der antiken Plastik, bei denen wir vielfach nichts vom Schöpfer, nichts von der Bestimmung wissen, ja, die wir oft nicht einmal ganz erklären können, doch im höchsten Sinne wirken, uns stimmungsmässig ergreifen und sich unsrer Phantasie unverlierbar einprägen — ich erinnere nur an den sogenannten Herakles-Torso, an das Mädchen von Anzio, an die Geburt der Aphrodite und so viele andere schöne plastische Rätsel. Da bleiben überall Zweifel an der Deutung, Lücken im antiquarisch-geschichtlichen Verständnis, offene Fragen nach der Herkunft — trotzdem haben wir eine unbestrittene künstlerische Wirkung. Das ist vielleicht nicht ganz so beim Wort-Kunstwerk, aber ähnliche Erscheinungen gibt es auch hier. Einen geschichtlich so gebundenen Mann, wie Aristophanes, Wort für Wort zu verstehn, ist eine schwere Sache, die sorgfältiges Studium erfordert und mit der wir ohne die leider so arg verstümmelten und zersprengten Kommentare der alten Erklärer kaum fertig würden. Aber nun denken Sie an das Stück, dessen Psyche vor ein paar Jahren hier in München reïncarniert wurde, an die Vögel. Immer noch wird gestritten über seine Tendenz, über tausend historische Einzelheiten; aber eins ist sicher: die phantastisch-märchenhafte Gesamtwirkung, die es bei jedem Leser selbst in der Uebersetzung hervorruft. Die grotesken Bilder und Typen des Aristophanes packen — etwa wie jene durch die attische Komödie inspirierten Szenen in Immermanns Münchhausen — auch den, der die Einzel-

beziehungen nicht durchweg kennt und versteht. Ja, wo wir das persönliche Element in diesen Komödien wirklich kontrollieren können, finden wir, dass seine Kenntnis für das Kunstwerk als solches weniger Bedeutung hat, als man annehmen sollte, gerade weil Aristophanes die Personen in schlechthin wirksame und stark karikierte Kollektivtypen umwandelt — man erinnere sich an seinen Sokrates, seinen Lamachos und Kleon. Nur gewisse Anspielungen, Witzchen und Zötchen sind ganz und gar bedingt durch persönliche Verhältnisse und Stadtklatsch: das war seinerzeit gewiss ein sehr wirksames Element, heute heisst es da vielfach: zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.

Weiter. Nicht einmal die Kenntnis der Lebensverhältnisse des Verfassers ist für das Kunstwerk als s o l c h e s von bestimmender Bedeutung. Man missverstehe mich nicht: es hat einen unvergleichlichen Reiz, dem Wesen und Werden einer Persönlichkeit und seines Werkes nachzugehn, wie wir das schon bei Hesiod, Pindar, Aeschylus können. Aber das ist ein andres, ein psychologisches und literarhistorisches Interesse. Die Wirkung des Kunstwerkes bleibt davon unabhängig, gerade je vollkommener es ist, das zeigen die zahlreichen Werke, deren Urheber uns so gut wie unbekannt sind: die Epen und Hymnen Homers, die Bruchstücke etwa des Stesichoros oder Tyrtaeus und, wie gesagt, das stille Volk der antiken Statuen. Die Hauptsache: den Stil, die künstlerische Handschrift, gewinnt man nicht aus biographischen Notizen, sondern aus dem Werk. Kein geringerer

als Goethe ist es, der einmal diesen Gegensatz des Künstlerischen und Biographischen betont und vor seiner Vermischung gewarnt hat, vor fast hundert Jahren, im Morgenblatt von 1816 und im Schlussbande der bald darauf erschienenen zweiten Gesamtausgabe (XX. 391 ff.).

Sie dürfen also hoffen, meine Herren, schon bei kursorischer Lektüre etwas erkleckliches mitzunehmen, wenn Sie helle Augen, offnen Sinn und — vor Allem — lebendige Sprachkenntnisse haben, wie man sie eben am besten wieder durch fleissiges Lesen „leichterer“ Schriftsteller gewinnt. Für die strenge Wissenschaft, wie für die ernsthafte Kunst, gibt es freilich nichts „Leichtes“: überall sind Probleme. Immerhin ist die Art, die Zugänglichkeit der Schriftsteller sehr verschieden. Einige sind wie eine hohe Felswand. Da kann man nicht hinaufspazieren, man hat eine gutgeschulte Kletterkunst nötig, so bei Pindar, Thukydides, bei manchem von Platon, Properz und Juvenal; das kann man nicht einfach kursorisch abmachen. Andre sind leutseliger, sie führen uns mit sanfter Hand in ihre Welt oder reissen uns mit sich fort: Homer, die Elegiker, Herodot, Xenophon und viele aus späterer Zeit: Lucian, Plutarch, Dion, Ovid und Seneca. Da sollen nach meiner Meinung sich diese Arten der Lektüre ergänzen — sehr scharfes Arbeiten im einzelnen, wo man sich nichts schenkt und den Ernst kennen lernt, und dann wieder freies Drauflosleseu, dass man einen Ueberblick gewinnt und interessante Bekanntschaften macht. Sie werden dabei selbst bald Ihre Kraft wachsen fühlen. Und, meine Herren, das ist das

Hauptziel Ihres Studiums: die Entwicklung und Ausbildung einer lebendigen Kraft, die Fähigkeit, die wissenschaftlichen Probleme der Exegese und der Altertumskunde überhaupt, selbständig zu sehn und anzugreifen. Sie sind hier nicht, um für alle Zeit mit einem bestimmten Wissensstoff vollgepfropft zu werden; es kommt auch nicht in erster Linie darauf an, dass Sie Ihre „Examenschriftsteller" sich einpauken. So ist die Sache nicht. Das Altertum erobern Sie erst langsam in Ihrem ganzen Leben und dann vielleicht auch nur teilweise. Aber die Mittel und Methoden dazu müssen Sie sich aneignen, und bei jeder Stelle kann sichs zeigen, ob Sie das getan haben: hic Rhodus, hic salta. Nochmals, die Kunst der Exegese ist unsere Ars magna. Sie ist das Grundlegende, sie ist auch das im eigentlichen Sinne Bildende, weil sie die Fähigkeit des Verstehens und Eingehens gegenüber allen Persönlichkeiten und Lebenserscheinungen fordert und fördert.

Ihr tägliches Brot sei daher die Lektüre in beiden Formen. An den streng handwerksmässigen Uebungen des Seminars und seminarartiger Kurse, wie sie für verschiedene Stufen dargeboten werden, können Sie gar nicht früh genug teilnehmen. Bei der orientierenden, mehr kursorischen Beschäftigung mit einem Text ist es gut, dass Sie nicht immer allein hocken. Trotz aller geselliger Bestrebungen und Vereine gibt es doch sehr viele unter Ihnen, die ihre Studien ganz für sich im stillen Kämmerlein treiben. Das mag fürs Beten recht sein, nicht fürs Studieren. Suchen Sie Anschluss zu gewinnen, mit Genossen zusammen zu lesen, schliessen Sie sich an Vereine und Lese-Stephanoi an; auch in lockrerer Form sollten sich solche Arbeitsgruppen bilden, wie es die freie Studentenschaft vorschlägt. Dieser gegenseitige Einfluss, diese Kontrolle und Anregung ist ausserordentlich nützlich und ich möchte fast sagen, für Studenten kann der Student als Lehrer fast ebenso wichtig sein wie der Professor. Lernen Sie von ältern Semestern und guten Freunden!

Bei diesen Arbeiten haben Sie von vornherein mit einer gewissen Stetigkeit vorzugehen. Sie müssen sich vornehmen, in jedem Semester sich in ein paar Schriftsteller einzulesen, ein paar Hauptwerke sich so anzueignen, dass die Gedanken und Gestalten wirklich in Ihnen leben. Die Literatur oder allgemeiner Denkmäler-Kenntnis ist unser A und O. Nur so gewinnen Sie die unmittelbare Anschauung, die mehr ist, als ein blosses Wissen oder ein fixierter Begriff; nur so erwerben Sie schliesslich die Fähigkeit mit der alten Sprache selbst zu denken und zu schauen, jene letzte Stufe der Sprachkenntnis, wo das Fremde zur altera natura geworden ist und jede Uebersetzung als unzulänglich empfunden wird. Freilich, kein Menschenleben ist lang genug und kein Menschengeist vielseitig genug, um all diese Schöpfungen und Existenzen in sich aufzunehmen. Sie haben die Pflicht und das Recht der freien Wahl. Da haben Sie in erster Linie nicht den Lehrer, sondern sich selbst zu fragen: Wohin führt mich meine Begabung und mein Interesse? Ohne freudige Teilnahme, ohne ἔρως wird man nicht weit kommen.

Das sollten auch die Examenordnungen nicht verkennen, die vielfach diesen individuellen Triebkräften nicht genug Spielraum gewähren. Den einen zieht es zu den Dichtern und Künstlern, den andern zu den Historikern oder Philosophen. Die antike Literatur ist ein wahres Pandämonium: Sie können sich Ihren Dämon wählen.

III.

Wenn wir so mit aller Schlichtheit als unmittelbares praktisches Ziel die Herstellung und das Verständnis der Schriftwerke im Auge behalten, so müssen wir doch sagen: auf eine blosse routinemässige Uebung können wir uns nicht beschränken. Das Ideal ist einen antiken Text so zu lesen, wie ihn die Zeitgenossen verstanden haben und wie ihn der Meister selbst gedacht hat, aus voller Anschauung der alten Welt heraus mit ähnlichem Geist und Empfinden; alle Nebentöne sollten mitklingen, alle Assoziationsfäden miteinschiessen. Dazu gehört freilich mehr als Kenntnisse: eignes Leben und Erleben. Einer unsrer Grossen bekennt, dass er manche Verse des Homer oder Aeschylus erst nach der Verbindung mit der geliebten Frau und nach dem Tode seines Lieblingssohnes richtig verstehn gelernt habe. Dies Tiefste können wir Ihnen nicht geben, es strömt Ihnen zu aus Ihrer eigenen Persönlichkeit und Ihrem Schicksal. Aber uns steht doch ein ganzes System von Disziplinen und Methoden zur Verfügung. Wir leben wissenschaftlich nicht mehr von der Hand in den Mund, wie vor ein paar Jahrhunderten.

Auf Grund der Einzelarbeit im 17. und 18. Jahrhundert hat sich bekanntlich im Beginn des 19. Jahrhunderts das grosse System der Altertumswissenschaft aufbauen lassen. Der Plan wurde entworfen von F. A. Wolf, dem Freunde Goethes und Humboldts, der Bau durchgeführt von dem grössten Meister auf unserm Gebiete, was Bewältigung der Massen anlangt, von A. Böckh. Diese Tat von Böckh — die Organisierung des antiken Kulturbesitzes — reicht weit hinaus über unsre besondren klassisch-philologischen Interessen: sie ist die Grundlage für die allgemeine Kulturwissenschaft geworden. Man braucht sich nur hineinzulesen etwa in die Darstellung von Wundt, um zu sehen, wie bedeutsam jene Pionierarbeiten gewesen sind. Wir wollen nun, wie aus der Vogel- oder Luftschiffperspektive das Gesamtgebiet der Altertumswissenschaft mit seinen Ländern und Provinzen zu überschauen suchen.

Die Sprache ist zugleich Objekt und wichtigstes Arbeitsmittel für die Philologie. Seit Humboldt und Bopp hat sich eine selbständige Sprachwissenschaft abgezweigt, aber ganz kann sie uns die Arbeit nicht abnehmen. Das Stilistische und Künstlerische vor allem wird dem Philologen anheimfallen. Deswegen haben mit Recht die Herausgeber der neuesten sprachwissenschaftlichen Zeitschrift ihr den Namen Glotta gegeben, nicht Logos. Eine scharfe Grenztrennung ist hier freilich wie bei allem geschichtlich Lebendigen, nicht möglich. Wie ein Protest klingt der Titel einer andern Zeitschrift: Sprachen und Sachen.

Was ist nun Ihre Aufgabe? Sie müssen aus der blossen Schulroutine herauszukommen suchen. Ihr Schulgriechisch und Latein kann Ihnen als Ausgangspunkt dienen. Ihr grammatisches Pulver halten sie ja trocken; einfache Uebersetzungsübungen sind immer wieder notwendig und vortrefflich, am besten im Anschluss an Ihre Lektüre; aber Sie müssen doch darüber hinaus. Vor allem müssen Sie eins lernen, was auf den Schulen vielfach zu wenig gepflegt wird, nämlich wirklich hören und genau sprechen. Es ist ein Jammer, wenn der wundervolle Sprachstoff des Griechischen, der mit den feinsten Schattierungszeichen, den Akzenten, versehn ist, wenn der ganz und gar papiern bleibt. Dann ist es kein Wunder, wenn die Verse gar nicht klingen wollen; ich kenne das von manchem guten Gymnasium. Die Akzente sind zwar da, werden aber — zumal in gewissen Gegenden Süddeutschlands — nicht recht beachtet. Da klingt οὕτως wie οὑτος, ἔλεγε wie ἑληγε, und nicht viel besser geht es im Lateinischen. Wenn Sie die Wörter nicht klang- und quantitätsrichtig aussprechen, wie wollen Sie es später verantworten, Ihre Schüler mit totem Regel- und Schreibwerk und unmöglichen Versen zu plagen? Diese Dinge haben nur Sinn, wenn Sie sich und in Zukunft Ihre Schüler dazu anleiten, die Zeichen sinnlich darzustellen, wirklich die antiken Tonhöhen und Gewichtsverhältnisse beim Sprechen zur Geltung zu bringen. Wenn das von Jugend an geübt wird, dann wird es einmal besser werden. Auch das Rätsel des antiken Versbaues — das Nebeneinander der für den Vers bestimmenden Längenverhältnisse und des

gleichzeitig hörbaren musikalischen Akzentes — löst sich dann wie von selbst. Das griechische Akzentsystem ist eine ganz wundervolle Leistung; es hält, wie die neugefundenen Rezitativmelodien der delphischen Hymne gezeigt haben, die Sprachmelodie aufs Treueste fest. Alles das könnte lebendig gemacht werden, vor allem, wenn Sie selbst Fühlung nehmen mit dem Lebendigen, den deutschen Dialekten, die Sie hier hören, und den modernen Sprachen. So kennt das italienische bei Diphthongen die Betonung auf dem ersten wie auf dem zweiten Komponenten (Páolo, Bráida, dagegen paúra,) ähnlich wie das Griechische (αὖτε, αὕτη.) Schon Ahrens zog für die Lautwirkung griechischer Diphthonge das Holländische heran. Das Wesen der Verschleifung und Bindung, den antiken Continuo-Stil des Sprechens, finden Sie am ausgeprägtesten in den romanischen Sprachen wieder: im Französischen und Italienischen. Aber auch in Ihren Dialekten. Wenn ein Schwabe — und ich sehe ja verschiedene vor mir — „D'eine spinnt Seide" sagt wie es in jenem Sprüchlein heisst, oder „deischt", gebraucht er die Krasis wie ein Attiker. Die Hiatusscheu der antiken Poesie ist durchaus das Natürliche und Lebendige, nichts „Künstliches", wie es seltsamer Weise in Traubes posthumem Hauptwerk genannt wird. Künstlich schulmeisterlich ist das Isolieren und Abzirkeln der Worte, vielmehr der „Wörter" — ich möchte Ihnen da sehr Otto Schröders Büchlein vom papiernen Stil empfehlen. So haben Sie die Pflicht, sich phonetisch zu schulen und sich über die Prinzipien der Sprachgeschichte auf-

zuklären. Die beste Gelegenheit dazu finden Sie beim germanistischen Studium und in den allgemeinen sprachwissenschaftlichen Kollegien, die Ihnen jetzt dargeboten werden. Vor allem aber haben Sie die Sprachkenntnisse, die Sie mitgebracht haben oder sich aneignen, in geschichtlichen Zusammenhang zu bringen. Gerade im Griechischen wird das Attische noch zu einseitig bevorzugt, vielmehr, zu sehr isoliert. Ohne eine gewisse Kenntnis der Dialekte kommen Sie nicht aus. Wie wenig Notiz Sie hier in München von Altlatein und seinem Hauptvertreter Plautus zu nehmen pflegen, darüber habe ich merkwürdige Erfahrungen gemacht. Es ist freilich nicht nur Ihre Schuld, sondern ein wenig auch die der Examensordnung, die diese Dinge bislang einfach ausschaltete. Aber Examensordnungen veralten, Leben und Wissenschaft schreiten fort — denken Sie nicht nur an Examensordnungen!

Das ist das Sprachstudium, von dem man sagen kann, wie Theokrit von Zeus und dem Ptolemäerkönig: ἐνὶ πρώτοισι λεγέσθω καὶ πύματος καὶ μέσσος, ὃ γὰρ προφερέστερος ἄλλων.

Die nächste Disziplin wollen wir nur mit einem Blicke überschaun; *ars longa, hora brevis.* Ganz im argen liegen meist Metrik und Rhetorik. Diese Dinge gelten als nicht besonders wichtig und werden (das weiss ich aus langjähriger Erfahrung und Beobachtung im Seminar, im Examen und in der Schule) meist geradezu als Adiaphora behandelt, obgleich Wilhelm Christ und Spengel hier gewirkt haben. Bei dem ausgeprägten Sinn der Antike für reine Form, bei ihrer wundervollen

Sicherheit im Handwerk, ist das völlig unangemessen und nichts als ein modernes Vorurteil. Heute meint freilich jeder reden und Verse machen zu können, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Metrik, Poetik und Rhetorik sind der Generalbass der alten Wortkunst; sie lassen uns in die Werkstätte und die Schultradition der Meister sehn und geben uns eine Reihe fester, von subjektivem Geschmack unabhängiger Kriterien und Massstäbe. Oft genügen ein paar Trimeter, um die Dichtungsgattung und die Zeit zu bestimmen, der ein namenlos überliefertes Bruchstück angehört. Die beiden Proömien des Hesiod oder gewisse Kallimacheische Hymnen — beides sogenannte Nomen — blieben lange in ihrer Komposition ein Rätsel, und die Anlage einer attischen Komödie erschien wie romantische Willkür, bis die Formenlehre der alten Poesie darin das Gesetzliche nachwies. Aehnlich steht es mit der wundervollen Erscheinung der rhetorischen Satzbildung und des Prosarhythmus überhaupt, der vielleicht das glänzendste Zeugnis für die ausserordentliche sinnliche Begabung der Alten ist. Man hat die Griechen und Römer als wesentlich „intellektualistische" Völker gekennzeichnet. Aber von diesen Intellektualisten wurde die Satzgliederung nicht wie die unsre auf rein logische Basis gestellt, sondern auf rhythmisch-klangliche. Durch bestimmte metrisch-rhythmische Mittel sollten die Schlüsse zu unmittelbarer Wirkung gebracht werden, wie in unsrer Musik. Die zu wenig gekannten und benützten Untersuchungen Zielinskis über den rednerischen Rhythmus haben neuerdings diese Einsicht in ganz über-

raschender Weise gefördert vor allem dadurch, dass uns gezeigt wird, wie neben der Schultradition ein in gleicher Richtung laufender, nur feiner und lebendiger wirkender rhythmischer Instinkt tätig ist.

Beliebter sind bei Ihnen literargeschichtliche und kulturgeschichtliche Vorlesungen. Eine Gesamtorientierung, eine „Führung" durch den langen Bildersaal der Literaturgeschichte ist in der Tat nützlich und anregend; dabei ist jede Vorlesung, wie das Studium darstellender Werke, zu begleiten von fleissiger Lektüre kursorischer Art. Namen, mit denen Sie nicht Eindrücke und Erinnerungen verbinden, blosse Namen sind wirklich „Schall und Rauch". Meist kann man schon an einem Fragment, einer herausgegriffenen Einzelpartie die Löwenklaue des alten Meisters erkennen. In dieser Hinsicht steht der literargeschichtlich-philologische Unterricht vielfach hinter dem archäologischen und kunsthistorischen zurück; dass man anonyme Stücke nach ihrer Zeit und ihrem Stil einschätzen lernt, ist dort selbstverständlich, während derartige Uebungen von Philologen selten genug gemacht werden.

Bei diesen literarischen Ueberblicken werden Sie am ersten auf die Punkte aufmerksam, wo Sie mit eigner Arbeit einsetzen möchten. Das müssen nicht immer die von allen Seiten umworbenen „Schulklassiker" sein, deren gründliche Kenntnis etwas selbstverständliches ist; es gibt noch manches stille Tal, wo einem nicht auf jedem Schritt ein Wandrer begegnet.

Durch die literarhistorische Betrachtung lernen Sie nun die antiken Schriftsteller vor allem

als geschichtlich bedingte Persönlichkeiten verstehn. Die ältesten Meister wandten sich meist einem bestimmten γένος, einer festausgeprägten Dichtungsgattung zu, die ihren Stil und ihre Technik schon besass; und auch später, wo man sich in vielseitiger Virtuosität gefiel, blieb dies traditionelle Element die selbstverständliche Voraussetzung. Jeder steht in einem gewissen Schulzusammenhang, schafft nicht ins Blaue hinein, sondern für einen Kreis, der mit bestimmten Forderungen und Erwartungen an ihn herantritt. Das geschichtliche Grundproblem ist da immer zu erkennen, wie sich die Forderungen der Konvention und der Persönlichkeit, der Tradition und der Eigenart mit einander abfinden. In aller antiken Kunst, in der Dichtung wie in der Plastik, spielt die Tradition eine gewaltige Rolle. Nichts lag den Alten ferner als ein krampfhaftes Haschen nach Originalität. Die Persönlichkeiten waren so stark und reich, dass sie sich trotzdem ganz naiv durchzusetzen vermochten; es gibt kaum eine markantere Reihe von literarischen Charakterköpfen, als diese antiken Poeten und Redner. Im tiefsten Kern ist da doch jeder unvergleichlich — selbst noch der angebliche Nur-Nachahmer Virgil, selbst Nonnos. Sie sehn, hier handelt sichs nicht mehr um literarisches Verständnis oder künstlerischen Genuss. Wir gewinnen da etwas Andres, vielleicht Grösseres. Wir werden hingeführt zu den bestimmenden Persönlichkeiten, wir lernen sie von Angesicht zu Angesicht kennen in ihrem Werk. Das ist, wie ich schon ausführte, etwas andres als die einfache ästhetische Auffassung des Kunstwerkes,

auf die sich die Schule (ganz wie der geniessende Zeitgenosse) im allgemeinen zu beschränken pflegt. Wenn wir alle Eindrücke, die wir so vom Werk eines Meisters aufgenommen haben, innerlich „zusammensehn", gewinnen wir wenigstens eine Ahnung von seiner sittlich-künstlerischen Eigenart und ihrer Entwicklung. Schliesslich sprudelt gerade hier eine der stärksten Bildungsquellen, die aus der Antike entspringen. Wenn der Philologe der „Verlorenen Handschrift" auch nicht gerade meine volle Sympathie hat, sehr feine Gedanken spricht er gelegentlich aus. Was uns am meisten fördere, seien im Grunde nicht die Werke eines grossen Mannes — doch lassen wir ihn selbst sprechen — „sondern seine eigene Persönlichkeit, die durch das, was sie für uns geschaffen hat, ein Teil unsres eignen Wesens wird. Der Geist des Aristoteles ist für uns noch etwas ganz andres als die Summe seiner Lehren, Sophokles bedeutet uns etwas andres und mehr als sieben erhaltene Tragödien. Die Art, wie er dachte, fühlte, das Schöne empfand, das Gute wollte, die sollen ein Stück von unsrem Leben werden; dadurch vor allem wirkt das Wesen vergangener Zeiten befruchtend auf unser Sein und Wollen." Und hier darf ich wohl bekennen, dass mir der Typus der antiken Persönlichkeit gerade d e r Zeiten, die wir „klassisch" zu nennen gewohnt sind, etwas Vorbildliches zu besitzen und zu behalten scheint. Es ist der starke Mensch, getragen von einer geschlossenen, oft fast genial zu nennenden Gesamtheit. In diesen Bedingungen wurzelt der antike Stil, der von kern- und saftlosem Konventionalismus eben so weit entfernt ist wie von der subjektiven Schrullenhaftigkeit, wie wir sie etwa bei manchen Romantikern aus alter und neuer Zeit antreffen. Darin wurzelt auch der sittliche Charakter dieser Männer, die dem Staate geben, was des Staates ist, und sich doch ein Reich der Freiheit im Innern aufrichten und behaupten. Ich denke dabei vor allem an die attischen Tragiker und Philosophen.

Die antike Literatur und der antike Mensch ist noch mehr als der moderne eingespannt in den Kreis des politischen G e m e i n s c h a f t s l e b e n s, dem er angehört. Weitaus die meisten antiken Schriftwerke sind δαμώματα, wie die Dorer es nennen, Volksleistungen, Arbeiten für das Volk, ausgeführt von Mitgliedern des Volkes. Die grossen Dichter waren Krieger, Feldherrn und Staatsmänner, Historiker wie Thukydides und Polybios kannten selbst die militärische und diplomatische Tätigkeit. Es ist schön, wie diese Ideale in der Zeit unsrer Freiheitskriege wieder aufleben; als Theodor Körner ins Feld zog, hatten gute Freunde gemeint, er hätte dem Vaterland besser als Poet dienen können; ein Mensch von Talent solle sich nicht aussetzen. Humboldt, der während der Kämpfe von 1813 als Erbauungsbücher Aeschylus, Plutarch, Demosthenes mit sich führte, fragt, ob sich Aeschylus wohl hätte hindern lassen, bei Marathon zu kämpfen, um einige Trimeter mehr zu machen. Aus dem Charakter stamme das Grossse am Dichter und Gelehrten. Bei dieser S t a a t s g e s i n n u n g, dieser Einheit und Ganzheit der Alten, müssen wir Altphilologen mit der politischen Geschichte und den Staatswissenschaf-

ten enge Fühlung halten; mit dem reinen Aesthetisieren kommt man hier eigentlich nirgends aus, weniger noch, wie mir scheint, als in der modernen Literatur. Es gibt einen breiten Grenzrain, wo sich die Philologen und die Althistoriker in die Hände arbeiten, und die Gemeinschaft in Stoff und Methode ist vielfach so eng, dass man das Paradoxon aussprechen konnte, die alte Geschichte falle dem klassischen Philologen zu. Möglich ist in der Tat eine solche Vereinigung der beiden Disziplinen; das hat Kurt Wachsmuth gezeigt, um Mitlebende aus dem Spiel zu lassen. Aber es ist doch nur eine Personalunion, bei der leicht der eine oder der andere Teil leidet und die sich im akademischen Leben nur in seltnen Ausnahmefällen durchsetzen wird.

Hinter allem geschichtlichen und persönlichen Leben steht ein Aeltestes: das grosse Gebiet eines Gemeinbesitzes das — ausser der Sprache — Religion, Sage und Mythus, Spruchweisheit und Volkslieder, Sitte und Brauch, kurz jene Ueberlieferungen umfasst, die man mit einem von englischen Forschern geprägten Kunstausdruck *folklore* zu nennen pflegt. Es gibt keine ausgebildete Dichtung und Kunst, die dermassen mit volksmässigen Elementen durchsetzt wäre, wie die griechische; schon Aristoteles hat erkannt, dass es unbekannte Improvisatoren sind, αὐτοσχεδιάζοντες, die den anerkannten Dichtern vorgearbeitet haben. Alle Hauptgattungen wurzeln im Kult und in der Sitte — über das Thema griechische Dichtung und griechische Sitte möchte ich einmal ausführlicher sprechen. Der Aöde schafft das bei einem höfischen

Feste vorzutragende Einzellied; aber die „höfische“ Poesie setzt überall volksmässiges Glauben und alte sagen- ja märchenhafte Ueberlieferungen voraus. Es kommt die Meistersingerzeit — die Rhapsoden spinnen den Faden weiter. Der erste nachweisbare musische Agon ist mit den Leichenspielen königlicher Herren verknüpft — da trat Hesiod auf —, sein zweiter Theogoniehymnus feiert Bürgertum und Königtum, und der Bauerndichter hat auch die vornehmen Geschlechter besungen. Im Demos gibt's Haberfeldtreiben und Faschingsbräuche, gibt es Trinkgelage, Versammlungen, Schiedsprüche am Thing: da knüpft schon der alte Hesiod an, dieser Wahrer und Mehrer alter Spruchweisheit und Kalendermann; dann die Jambographen und Komiker. Für die dorische Kriegergemeinde werden Marschlieder und gesinnungsweckende Dichtungen in der Art mancher mittelalterlichen Sprüche geschaffen; für den jungen Adelsnachwuchs bestimmt Theognis sein poetisches Instruktionsbuch, das freilich, seltsam genug zu einem feuchtfröhlichen Kommersbuch für die attische Jugend umgebildet und erweitert wird. Das ganze öffentliche Leben wie die Feste und Freuden der Familie spiegeln sich wieder in den Dichtungen der Aeolier. Der Heroenkult in Unteritalien verlangt stimmungsvolle Erneuerung der Heldensage bei chthonisch-dionysischen Frühlingsfesten: Stesichoros schafft seine Balladen. Auch in Attika geht aus einer auf den ersten Blick befremdenden Vereinigung von Toten- und Dionysoskult die Tragödie hervor. In all diesen Fällen handelt sichs um naive Weiterbildung vorhandener

Ansätze und Anregungen; das glänzendste Beispiel für diese „Volkskunst" ist wohl die attische Komödie, deren Form die Begehungen des attischen Faschings in allen Einzelheiten wiederspiegelt. Das ändert sich im Beginn der Hellenistenzeit. Da fängt man an, Sprichwörter und Volksbräuche wissenschaftlich aufzuzeichnen (Aristoteles, die Atthidographen, die oft auch Paroemiographen sind). Auch Theokrit beobachtet bewusst das Volkslied und seinen Stil; wer bayerische Schnadahüpferl kennt, weiss, dass die formell leicht umredigierten Hirtenimprovisationen bei Theokrit im Kerne echt sind — wie man daran je zweifeln konnte, ist mir unbegreiflich. Es war ein sehr anmutiger Gedanke, das Volkslied mit seinen Trägern und der ganzen Landschaft in der es wurzelt, künstlerisch abzubilden. Aber hier ist kein naives Weiterwachsen, sondern bewusste Wiedergabe des Volksmässigen. Bei den Römern, deren Literatur schon einen wesentlich schulmässigen Ursprung hat, wird die Sache vollends anders. Immerhin ist nicht nur die Sprache und Kunst des Plautus mit volksmässigen Elementen gesättigt; auch bei akademisch geschulten Dichtern, wie Catull, Horaz, Ovid, kommt derartiges (wie vor allen Usener in einigen Fällen schön gezeigt hat) in höchst urwüchsiger Weise zur Darstellung. Jugendneigungen und Jugenderlebnisse — ich habe mit dem alten Hoffmann von Fallersleben plaudern und korrespondieren dürfen — haben mich früh auf dies Feld geführt und ich habe ihm meine Neigung bewahrt. Aber wie wenig Gewicht wird immer noch auf diese Dinge gelegt! Was wissen Sie

von alter Religion, alten Festbräuchen, alter Volksweisheit — fragen Sie sich nur. Trotzdem war seit Otfried Müller eine lange Reihe trefflicher Philologen auf diesem Felde tätig, gerade die besten und lebendigsten: Welcker, Hermann Usener, Erwin Rohde, Albrecht Dieterich, um nur Dahingegangene zu nennen. Der eigentliche Klassiker, der uns das Buch über die antiken Wald- und Feldkulte und die mythologischen Untersuchungen geschenkt hat, kam freilich von der germanistischen Seite: er heisst Wilhelm Mannhardt. Wie Mannhardt, dem wir auch die wertvollsten Aufklärungen über das Zusammenwirken von Volksüberlieferung und höherer Kunst verdanken, dreissig Jahre lang in Philologenkreisen so gut wie unbekannt hat bleiben können, ist mir rätselhaft; als ich nach München kam, gab es in unsrer Seminarbibliothek nicht eins seiner Werke. Diese Dinge — antike Volkskunde, können wir sie nennen — sind gerade für eine Kultur und Literatur, wie die griechische, von grösster Bedeutung.

Wir sind noch nicht am Ende. Es fehlt noch das herrliche Gebiet der antiken Kunst, deren Kenntnis bei uns erfreulicherweise auch im Examen verlangt wird. Hier gibt es freilich gewisse Vorbehalte. Die bildende Kunst erfordert wie die Musik, eine ganz bestimmte sinnliche Begabung. Die können wir eigentlich nicht bei jedem voraussetzen. Aber das Ziel ist hingestellt. Die Griechen waren nach der Seite der Sinne hin, ungemein fein und reich veranlagt; man möchte fast sagen, wer nicht bis zu einem gewissen Grade Augenmensch ist, wer nicht künstlerisch zu sehn ver-

steht, der sollte sich überlegen, ob er das Fach der klassischen Philologie ergreifen darf. Aber mag das Künstlerische bei manchem zurücktreten — eins muss man verlangen. Sie wissen, dass bei den alten Denkmälern nicht nur die Kunst zu ihrem Rechte kommt, dass man gerade weil man ein starkes Kunstleben besass, keine Prinzipien à la l'art pour l'art zu reiten brauchte, sondern dass das Kunstwerk zugleich Urkunde war für religiöses Empfinden, für poetische Ueberlieferung, für alle Gebiete des Lebens, mit dem die bildende Kunst eben so eng verbunden war wie die Dichtung. Soweit muss jeder sehn können, dass er die alten Kunstwerke als Lebensdokumente auffassen kann.

Wir kennen zahllose Schöpfungen der antiken Architektur und Plastik und mancher Privatmann besitzt einige liebenswürdige Werkchen der alten Kleinkunst; nichts spricht unmittelbarer auch zum Laien. Die Kunst dagegen, die jetzt in der modernen Welt die erste Violine spielt, ist, nicht in ihrer seltsamen Theorie, aber in ihren Werken ziemlich verschollen. Die Griechen schätzten ihre Musik bekanntlich höher ein als die bildende Kunst; sie waren viel weniger von der Macht und Herrlichkeit ihrer Tempelbilder überzeugt, als von der göttlichen Weihe ihrer heiligen Weisen. Mit Leidenschaftlichkeit ist schon im Altertum gestritten worden zwischen konservativen und Zukunftsmusikern: ein merkwürdiges Bild, aber leider nur ein flüchtiger Umriss ohne Farbe und Leben. Die paar erhaltenen Melodien und Musikfragmente sind in keiner Weise imstande, uns die

Dinge wirklich lebendig zu machen. Das darf ich wohl sagen, da ich sie herausgegeben und ihnen ein paar Lebensjahre gewidmet habe. Hier brauchen Sie nicht mitzumachen. Aber wer selbst Musik treibt — und da liegt der selbständigste und mächtigste Kulturbesitz, den die Moderne dem künstlerischen Erbe der Alten hinzugefügt hat — der wird eben doch gern und mit einer gewissen Wehmut von diesen armen Resten eines versunkenen Lebens Kenntnis nehmen. Auch sie haben schon lebenbringend gewirkt, selbst wo sie missverstanden oder halb verstanden wurden, wie bei der Entstehung der Oper und des Musikdramas.

IV.

Es ist schon recht spät geworden. Wir stehn eben vor einem unermesslichen Stoffe, wie der Knabe der Legende, der mit der Muschel das Meer ausschöpfen will. In der Tat ist es eine Riesenaufgabe, die Sie zu bewältigen haben: die Kultur von zwei genialen Völkern. Das kann entmutigen. Aber, meine Herren, lassen Sie sich die Arbeitsfreudigkeit nicht verkümmern. Irgendwie erobern müssen Sie sich dies weite Gebiet. Nun, es handelt sich nicht darum, dass Sie es wirklich Schritt für Schritt betreten, besetzen und besitzen, um im Bilde zu bleiben. Das ist nicht nötig. Es genügt, wenn Sie einige Hauptpunkte wirklich in der Hand haben und die Zwischenstrecke einigermassen überblicken können. Das wird Sie allmählich weiterführen. Sie kommen bei einem so ausgebreiteten Stoff leicht in die Gefahr, das rein mechanische

Aneignen als den kürzesten Weg zum Ziele anzusehen. Aber schon auf dem Gymnasium möchten wir dies passive Lernen beschränken, und die Universitätspädagogik hat seit einem Menschenalter andre Wege gesucht. Sie müssen danach streben, durch eigne aktive Arbeit in einzelnen Gebieten, die Ihrer Begabung entsprechen, es soweit zu bringen, dass sie sich da wirklich als Herrn fühlen. Da müssen Sie den Stoff bis in alle Einzelheiten kennen, müssen die Lücken und Probleme sehen und den wissenschaftlichen Apparat handhaben lernen. Das werden dann die Kristallisationspunkte, an die sich von allen Seiten, durch lebendiges Interesse angezogen, neue Anschauungen anschliessen. So kann sich schliesslich ein übersichtliches einheitliches Gesamtbild gestalten. Zwingen Sie sich sobald wie möglich zu fester Einzelarbeit, auch zur bescheidensten Kleinarbeit. Mag das erste, zweite vielleicht auch dritte Semester allgemeiner Orientierung dienen, dann aber schränken Sie diese bequemen und verführerischen Schnellzugsreisen ein und lernen auf eignen Füssen zu stehen und als rühriger Beobachter zu wandern — vielleicht auch zu klettern. Das Einzelne, was Sie sich so gewinnen und in ihr eignes Leben verwandeln, wird Ihnen, Goethisch gesprochen, zum Symbol einer ganzen Reihe von verwandten Erscheinungen. Auf alle Fälle ist ein klar und lebendig erfasstes Einzelnes tausendmal wertvoller als ganze Mengen unlebendiger Daten und Allgemeinheiten. Ich weiss, die Jugend neigt zu diesen Allgemeinheiten, sie möchte gleich alles umfassen, mit dem Letzten beginnen.

Und manchem schwebt wohl gar die Examensordnung vor — aber glauben Sie mir: wir wollen da feststellen, was Sie wissen, nicht was Sie nicht wissen. Jeder Examinator geht gern auf Punkte ein, wo Sie sich gut beschlagen zeigen und „Lükken" pflegt man nicht tragisch zu nehmen. Dass es hier wie sonst einen eisernen Bestand von Kenntnissen gibt, auch von chronologischen Daten, brauche ich nicht zu betonen. Mit blosser „Methode" kann man nicht arbeiten; da liefe die Mühle leer. Eine gewisse Pflege des Gedächtnisses, ist wie für jeden Menschen, so für den Philologen unerlässlich — über diesen Punkt scheint mir mancher pädagogische Messias zu leicht hinwegzugehn. Eine Dichtung z. B., die man wissenschaftlich behandeln will, muss man in der Hauptsache auswendig können.

Aber Sie haben sich nicht nur fest einzuarbeiten an einzelnen Punkten, Sie müssen auch versuchen, selbständig vorzugehn, kleine Resultate zu gewinnen, einen wissenschaftlichen Stoff schriftstellerisch zu gestalten, nicht erst — wie das hier so häufig geschieht — zwischen dem ersten und zweiten Examen; die Examensarbeit ist ja immer noch bei vielen von Ihnen die erste wissenschaftliche Arbeit. Dazu gehört freilich vielerlei, Innerliches und Aeusserliches: Scharfsinn und Phantasie, Findigkeit und Darstellungsgabe, Bücherkenntnis und methodische Schulung, oft auch, beiläufig, die Fähigkeit nicht nur französische, sondern auch englische und italienische Bücher zu lesen — soweit muss es jeder Philologe bringen, da die einzige wirksame internationale Welt-

sprache, das Latein, ihr Vermittleramt zu verlieren beginnt. Das Alles lernt man nicht von heut auf morgen und unvergesslich sind mir die Klagen und Wünsche der Kandidaten, die im siebenten Semester, bewaffnet mit den schwierigsten „ministeriellen" Examensthematen zu mir kommen, ohne je etwas andres in ihrer Studienzeit geschrieben zu haben, als Arbeiten für die Stilübungen.

Die Furcht, dass ein solches Einarbeiten an einem einzelnen Punkt Ihren Blick verengen müsse, ist nicht gerechtfertigt. Freilich, wer sein kleines Stück Detailforschung als den Mittelpunkt der Welt ansieht und für die Dinge rechts und links keinen Sinn hat, der ist ein Philister und Pedant — beiläufig, mir ist der Pedant immer noch lieber als der Pfuscher und Schwindler. Aber ein solcher wunderlicher Heiliger kann freilich Philologie im vollen Sinne nicht getrieben haben; er ist vielleicht technisch geschult in einem Stück, etwa in der Paläographie oder der Metrik: ein klassischer Philologe ist er nicht. Sie mögen ansetzen wo Sie wollen, wenn Sie's ernst nehmen und, wie es in einem Jugendbriefe von Rohde an Nietzsche heisst, mit ganzer Seele bei Ihrer Arbeit sind, werden Sie weiter und weiter geführt zur „lebendigen Mitte".

Nehmen wir an, Sie wären beim Lesen eines alten Dichters auf eine unerledigte Stelle aufmerksam geworden — kritisch-exegetische Einzelprobleme bieten übrigens für den Anfänger die beste Gelegenheit, seine Kraft zu schulen: nur nicht gleich allgemeine Fragen und Darstellungen! Da

haben Sie vor Allem die antiken Scholien heranzuziehen; diese Reste handhaben zu lernen, etwa wie Prof. Roemer in Erlangen, müssen sie anstreben. Sie sehn, es hat schon im Altertum eine Debatte gegeben und überzeugen sich vielleicht, dass die modernen Ausleger, die sie befragen, nicht viel weiter gekommen sind, als die antiken. Die Schwierigkeit liegt auf sagengeschichtlichem Gebiet. Sie haben sich in der mythographischen Ueberlieferung umzusehn — da springt Ihnen die Lösung entgegen. Sie waren veranlassst, sich in Gebiete, die Ihnen fern lagen, einzuarbeiten, und wenn es Ihnen gelingt, das methodisch und anschaulich darzustellen, haben Sie etwas Nützliches zu Stande gebracht. Kein Geringerer, als Lessing, ist ein Meister in solchen kleinen Untersuchungen.

Oder Sie sind auf ein spätes Papyrusfragment aufmerksam geworden, wie sie jetzt massenhaft zu Tage treten und besonders in den englischen Publikationen — Englisch müssen Sie, wie gesagt, lernen — Ihnen zugänglich sind. Es ist noch nicht sicher erklärt und eingeschätzt, sondern nur als literarisches Stück verzeichnet. Es hat gehobene, auch rhythmisch klingende Rede: ist es Vers oder Prosa? Das führt auf metrisch-rhythmische Studien: wie weit finden sich in der Prosa rhythmische Bindungen und Regelmässigkeiten? Sie schreiben das metrische Schema auf, nun bemerken Sie eine ganze Reihe gleichmässiger Glieder: es muss Dichtung sein. Aber nach welcher Himmelsgegend der alten Poesie sehn wir uns gewiesen? Die Komposition muss jung sein, sie

zeigt freie, durchkomponierte rhythmische Formen. Der Inhalt ist erotisch, er führt ins tägliche Leben. Auch ein angehender Philologe kann sich da an die neuere Komödie und das hellenistische Exigramm erinnert fühlen und an die freie Kunst der plautinischen Cantica. So ist das vielgenannte erotische Fragment von Grenfell festgelegt; so können Sie vorgehn und in freier Tätigkeit Ihre Kraft auf allen Gebieten, der Sprache, der Metrik, der Literaturgeschichte mit Aussicht auf Erfolg spielen lassen und üben. Was Sie bei solchen Arbeiten an sich herangezogen haben, geht Ihnen nie wieder verloren.

Neben den Papyri stehen als stetig sprudelnde Quellen neuer Kenntnisse und Probleme obenan die Steinurkunden. Sie beschäftigen sich mit einer alten Inschrift sakralen Charakters, etwa der Inschrift von Andania oder der Iobakchen-Urkunde, die durch den Streit zwischen Rohde und E. Maass bekannt geworden ist. Sie arbeiten diese merkwürdigen Texte Zeile für Zeile durch, sie orientieren sich an der Hand der neusten Bearbeiter über Hauptkapitel der Sakralaltertümer, hören die beiden Streitenden über Privatkult und öffentlichen Kult und die Dionysosmysterien. Sie nähern sich den Höhen der Wissenschaft, besser des wissenschaftlichen Lebens. Oder Sie stossen auf etwas scheinbar ganz Abstruses, etwa den Spätling Nonnos und seine Dionysiaca. Selbstverständlich hat man einen Dichter als Ganzes zu fassen. Sie beginnen mit der formellen Seite, fragen wo seine Sprache und Verskunst herkommt. Klar sind Ihnen gleich die Beziehungen zu Homer, aber es

geht weiter zu Theokrit, Kallimachos, den Hellenisten. Das müssen Sie lesen, um sich alles verständlich zu machen. Der Inhalt verlangt sein Recht. Sie fragen nach den mythographischen Quellen, nach der Auffassung des Dionysoskultes, überhaupt nach dem Verhältnis der Dichtung zur heidnischen Religion und Mythologie. Nun erinnern Sie sich, dass derselbe Nonnos eine Paraphrase des Johannesevangeliums geschrieben hat. Sie sehn in ein bewegtes Menschenleben — der Dichter hat seinen Tag von Damaskus gehabt — und stehen vor bedeutsamen religiösen und geschichtlichen Problemen. Oder Sie lesen einen späten Roman — etwa Longos. Goethes Urteil kommt Ihnen in den Sinn; wie konnte er das Werk, das uns so geziert vorkommt, derartig schätzen? Sie werden sich bewusst, dass es die gekünstelte Sprache der Neusophistik ist, die uns ernüchtert. Sie sehen sich zurückgeführt auf seine Vorgänger bis zu Theokrit und Homer. Das antike Hirtenleben, ein Leben so ursprünglich wie das in unsren bayrischen Bergen, steigt vor Ihren Augen auf. Nun lesen Sie Hesiod, die Geoponiker und selbst den byzantinischen νόμος γεωργικός mit andren Augen, mit wirklicher Teilnahme.

Kurz, wer ein Einzelnes energisch und lebendig erfasst, wird mit Notwendigkeit zum Ganzen geführt. So ist's bei diesen Spätlingen — nun vollends bei den Grossen, mit denen man leben kann, von Homer, Pindar und den Tragikern bis zu Cicero und Tacitus. Ihre Einzelstudien werden lebendige Kraftzentren, die magnetisch Weiteres und Weiteres an sich heranziehen, bis eine

kompakte helle Anschauung eines ganzen Literatur- und Kulturkreises da ist: geworden, nicht gemacht und angelernt.

So galt für uns, seit Gottfried Hermann, das didaktische Ideal der „Arbeitsschule". Man wird mich aber nicht dahin missverstehn, dass man ohne einfaches rezeptives und orientierendes Studium auskommen könne. Ich erinnere Sie an unsere Feststellungen über die Bedeutung des Gedächtnisses. Aber selbst wo Sie sich zunächst nur orientieren — etwa bei der Geschichte der Philosophie —, dürfen Sie sich nicht mit den Kompendien zufrieden geben, die ich so oft in Ihrer Hand sehe. Auch da müssen Sie auf die Quellen zurückgehn; der naive und kraftvolle Ausdruck des Entdeckers prägt sich auch ganz anders ein als die Paraphrasen in unserm akademischen Kunstjargon. Kurz, auch bei der Aneignung sollte ein Stück Tätigkeit sein — abgesehn von den elementarsten chronologischen Datenreihen: da mag, wie in der Trivialschule, das Gedächtnis seine rezeptive Kraft beweisen.

V.

Aber wie lernen Sie nun das Einarbeiten? Wie lernen Sie arbeiten? Was bietet die Universität, das studentische Leben, die Wissenschaft an didaktischen Mitteln?

Allerlei gelegentliche Winke habe ich Ihnen schon gegeben. Nun wollen wir über diese Fragen uns zusammenfassend Rechenschaft abzulegen versuchen.

Das wertvollste Mittel ist die Wirkung von Persönlichkeit zu Persönlichkeit, am besten in nahem Verkehr — jene Methode des συζητεῖν, die in Platon ihren Meister und Darsteller gefunden hat. Wissenschaftliche Meisterateliers, das wäre das Beste — etwa wie im Altertum die Akademie und der Peripatos oder der Garten Epikurs. Wenn jeder akademische Professor so ein idyllisches Gebäude und ein paar Dutzend befreundeter Schüler hätte, das wäre ganz herrlich. Aber bei der beschränkten Lehrerzahl und den geringen Mitteln eines deutschen Professors müssen wir uns mit Surrogaten begnügen.

Da haben wir die Vorlesung, die freilich nur durch Katachrese so heisst: sie soll in der Tat keine blosse Vorlesung, vollends keine blosse Uebermittlung von fertigem Stoff sein; dazu ist, um an ein Wort unsres früheren Rektors zu erinnern, die Buchdruckerkunst erfunden. Freilich hat auch sie das Ziel der Orientierung. Aber damit ist ihre Aufgabe nicht ganz erfüllt. Der Vortragende wird Sie, wie ich's vor allem von meinem alten Lehrer Ritschl gelernt habe, in seine Arbeitsweise hineinblicken lassen, wird die Darstellung durch den Geist der Untersuchung an geeigneten Stellen zu beleben suchen. Sie wissen, dass ich Ihnen wohl einmal die Tatsachen ausbreite, um Sie nachher die Lösung oder das Ergebnis selbst finden zu lassen; unsre Wissenschaft bietet ja so viele kleine Probleme. Es ist mir da immer eine Freude, wenn ich eine Frage an die Corona stellen kann und mir die Antwort wird. Das wäre so etwas wie die „massvolle Anwendung induktiver Methode" auch

im Kolleg. Aber die Hauptaufgabe der Vorlesung wird freilich immer die zusammenhängende anschauliche Darstellung des Stoffes bleiben, also die Orientierung.

Aber wir haben eine andre Einrichtung, die jenem platonischen Ideal näher geblieben ist, das Seminar, die Uebung. Da möchte ich nun den Geist der alten Akademie sichtbar walten sehn unter Ihnen. Es kommt mir vielfach so vor, als ob Sie sich nicht recht heraustrauten. Sie denken, Sie blamieren sich. Ganz verkehrt, meine Herren; aus Ihren Fehlern gerade lernen Sie, und wir wissen alle, dass kein Meister vom Himmel fällt. Nicht der Lehrer (wie das vielfach geschieht), sondern Sie sollen in den Uebungen das Wort führen und sich vor allem in der Debatte bewähren. Der akademische Lehrer ist da nur der Fechtmeister, der leitet und vielleicht entscheidet. Wir haben jetzt verschiedene Kurse — wagen Sie sich nur recht früh auf's Interpretenkatheder. Nur so wird Ihre Zunge gelöst, nur so lernen Sie korrektes Lesen und Vortragen und gewinnen eine Uebersicht über den wissenschaftlichen Apparat und Uebung in unsrer Handwerkstechnik. In meiner Studienzeit wurde bei den Seminarübungen durchweg lateinisch gesprochen, unter einem der grössten Latinisten, Friedrich Ritschl, noch mit vieler Harmlosigkeit und Lebhaftigkeit. Ich habe das in Süddeutschland, hier und in Tübingen aufgegeben und in der Tat wird man gestehn müssen: das Beste und Feinste kann man in dem alten Idiom kaum noch sagen. Ganz auffällig war mir im Gegensatz zu Leipzig die Schüchternheit und

Unbeholfenheit, die mir da vielfach entgegentrat. Ich glaube, das hängt mit den Uebersetzungsübungen zusammen, bei denen Sie ein oft recht schwerfälliges Deutsch in ein schwerfälliges, vermeintlich ciceronisches Latein übertragen. Da wir in den Uebungen meist auf freies Lateinsprechen verzichten und da Sie auch die wissenschaftlichen Arbeiten nicht gleich lateinisch zu schreiben, sondern ihr eignes Deutsch zu übersetzen pflegen, sollte bei den Stilübungen nicht nur immer wieder der „Stil" (a non lucendo) gedrillt, sondern auch lebendig gesprochen und gelegentlich ein Versuch in freihändiger Darstellung gemacht werden, in der Art des alten lateinischen Aufsatzes, nur ohne seine mechanische Schablone und sein unerreichbares Ziel. Das könnte ein lebendiges Sprachgefühl nur fördern. Auf alle Fälle halten Sie sich nicht für zu vornehm, um an diesen praktischen Künsten teilzunehmen. Und üben Sie Ihre Fähigkeit nicht nur im Sprechen und Schreiben, auch im Hören der Fremdsprachen. Da steht es oft ganz schlimm. Mit dem Ohre aufzufassen, haben Sie meist nicht recht gelernt; Alles ist Tinte und Papier. Ein Diktat aus fremden Sprachen ist da eine gute Kontrolle. Unerlässliche Ergänzung ist teils eigne Tätigkeit, vor allem Her- und Zurückübersetzen von Stellen etwa aus Plutarch und Dio Chrysostomos oder Livius und Seneca. Das von Cicero in seinen Reden vertretene stilistische Ideal eignet sich nicht für diese elementaren Uebungen; es ist, als ob man von einem Anfänger in der Harmonielehre verlangen wollte, er solle Fugen im Stil von Johann Sebastian Bach komponieren.

Neben diesen Uebungen steht, worauf ich schon hinwies, die gemeinsame Arbeit mit den Genossen. Der philologische Verein in Leipzig, den eben Nietzsche und Rohde gegründet hatten, wirkte zeitweise wie ein zweites Seminar; ich bewahre ihm die dankbarste Erinnerung. Auch hier gibt es solche Vereine, und eine Gruppe von Gleichgesinnten wird sich zu gemeinsamer Arbeit in der freien Studentenschaft leicht zusammenschliessen. Nur nicht immer stumm lesen: hören, vortragen, debattieren!

Um endlich auf unsren Ausgangspunkt zurückzukommen, vergessen Sie eins nicht: die Sprechstunde des Professors. Sie wissen, ich bin täglich nach dem Kolleg im Seminar, oft ein paar Stunden, bis gegen Mittag. Wer selbständig arbeiten will, wer sachliche Fragen an mich zu stellen hat, ist mir da stets willkommen. Und ebenso denken meine Kollegen. Gerade da kann sich am freiesten jene Wirkung von Person zu Person einstellen, von der wir gesprochen haben. Es ist mir vorgekommen, dass Münchner Kandidaten zur Staatsprüfung Arbeiten einlieferten aus einem Stoffgebiet, auf dem ich selbst schriftstellerisch tätig gewesen bin: sie hatten es nicht für nötig gehalten, sich in meiner Sprechstunde sehn zu lassen. Einer sagte mir freilich, er sei „nicht so keck" gewesen. Sie können überzeugt sein, dass es einem Lehrer eine Freude ist, wenn sich persönliche Fäden anspinnen mit Schülern, die ernsthaft arbeiten wollen und bestimmte Ziele im Auge haben.

Aber, meine Herren, das persönliche Wirken ist nicht auf 'hic et nunc', auf hier und heute beschränkt. Auch Ferne, längst Dahingegangene bleiben uns nahe, wenn ihr Geist die Kraft originellen Forschens und Formens besass. Ich habe schon Platon genannt, den Meister aller Meister. Der Zufall hat mir vor einigen Tagen einen Roman von Taine, einen Bildungsroman in die Hände gespielt: Etienne Mayran. Da wird eindringlich geschildert, wie in das Grau eines mechanischen Unterrichtsbetriebes die Sonne Platos hineinleuchtet, wie die Toten lebendig werden und wie die Gestalten aus Attika einem eigenartigen werdenden Menschen allmählich näher rücken als die Streberseelen der Genossen und Lehrer. Aehnliche Wirkungen können von jedem grossen Forscher und Schriftsteller ausgehn, auch auf unserm Gebiet. Lesen Sie einmal die Untersuchungen Bentley's, vor allem seine Dissertation über die Phalarisbriefe, oder greifen Sie zu Lessing, den wir mit Stolz den Unsern nennen; aus seinen Arbeiten zur Geschichte des Epigramms, der Fabel, dem Leben des Sophokles ist trotz der Ergänzungen und Einwände Herders noch genug zu lernen. Ein Ergebnis kann überwunden sein, aber der Geist der Forschung und die Form der Darstellung bleibt vorbildlich.

Am nächsten treten uns solche Philologen, für die gutes biographisches Material von charakteristischer Prägung vorliegt. Gehen wir vom Nächstliegenden aus, im Sinn einer Art philologischer Heimatkunde. In dem Uebungsraum unsres Seminars sehn Sie in künstlerischem Abbild eine Reihe charakteristischer Persönlichkeiten, das edle Antlitz von Fr. v. Thiersch, Leonhard Spengels

Löwenhaupt, Halm, Wölfflin und Christ; einer der trefflichsten, R. Schöll, fehlt uns noch. Ein Mann wie Spengel wirkt durch seine Untersuchungen besonders zu Aristoteles und zur Rhetorik, noch heute bildend unter uns fort. Wie sich in dem schlichten Leben und Wirken Wilhelms von Christ das Ideal reiner, selbstloser Wissenschaftlichkeit ausprägt, habe ich in einem akademischen Schriftchen darzustellen versucht. Eine wahrhafte Biographie haben wir bezeichnender Weise nur bei der stärksten dieser Persönlichkeiten, bei Thiersch, dem praeceptor Bavariae, dem Organisator unsrer Gymnasien und Begründer unsres Seminars, dessen Acta vor fast hundert Jahren mit königlicher Unterstützung erschienen. Sehen Sie sich diese Bändchen mit ihren antikisierenden Titelblättern und Kupfern einmal an, und blicken Sie in die von Verwandtenhand geschriebene Biographie. Es ist ein merkwürdiger Lebenslauf, der von einem stillen Thüringer Dorf auf die Höhe europäischen Ruhmes führt. Das Persönliche kommt in dem Buche freilich besser zur Geltung als die wissenschaftliche Arbeit; über den Anfangskapiteln liegt ein stiller Glanz wie über Jung-Stillings Jugendgeschichte.

Viele gute Philologenbiographien haben wir überhaupt nicht. Von ältern Meistern sei Bentley genannt (von Jebb), ferner Scaliger und Gibbon, die uns durch J. Bernays näher gerückt sind. Als im achtzehnten Jahrhundert sich die humaniora — die „menschlicheren" Dinge, die der Theologe neben den res divinae zu treiben pflegte — ihr eignes Recht verlangten und unsre Wissenschaft

sich ihre bedeutsame Stellung im Kulturleben der Nation eroberte, wurden die Führer F. A. Wolf und W. v. Humboldt. Sie finden diese Persönlichkeiten dargestellt in einem Buche, das jeder Student kennen sollte: in dem „Lebensbilde" Humboldt's von Haym. Das Technische tritt da freilich zurück vor dem Prinzipiellen. Wir können stolz darauf sein, dass Humboldt, der vielgewandte Diplomat, der weitblickende Staatsmann und Kulturpolitiker, der Mitbegründer der vergleichenden Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie, in seinem Bildungskern ein Philologe war und blieb. In der Art, wie er das Individuelle zu erfassen weiss — in der Literatur und auch im Leben — spricht sich das Wesentliche des φιλόλογον ἦθος aus. Sein Zeitgenosse, der alte Kämpe J. H. Voss, in dem der Philologe dem Dichter wohl überlegen war, lohnt sehr die Bekanntschaft; L. Herbst hat uns von ihm ein feines Bild gezeichnet, er steht stattlich genug da vor einem weiten Hintergrunde und im Mittelpunkt der Kämpfe zwischen Klassizismus und Romantik. Von den beiden Grossmeistern G. Hermann und A. Boeckh haben wir wohl Biographien, jedoch kein Buch von ähnlicher Fülle und Feinheit; ihre Schriften und Briefe haben vielfach etwas Sprödes und wollen studiert sein. Auch Otfried Müllers herrliche Jünglingsgestalt ist nur in einer knappen Skizze festgehalten, aber seine Werke, vor allem die Prolegomena zur Mythologie sprechen eine sehr lebendige Sprache. Dafür gibt es eine reichhaltige und lebendige Biographie meines alten Lehrers Ritschl, von Ribbeck. Da können Sie sehn, wie ein rüstig und unbeirrt arbei-

tender Mann, ein geborner Forscher und Lehrer, ein schweres Stück Arbeit nach dem andern bezwingt und wie er mit seiner naiven Sicherheit und Impulsivität die Schüler mit sich fortreisst. Noch als Siebenziger sah ich ihn mit jugendlicher Energie und Unverwüstlichkeit am Werke — darin war er wahrhaft vorbildlich. Herber ist das charaktervolle Antlitz von Moriz Haupt, wie es uns aus dem Buche von Belger entgegentritt; er gilt als Urbild des Professors in der verlornen Handschrift, der aber viele fremde und weniger sympathische Züge zeigt. Auch hier eine — freilich in hartem Kampf gewonnene — vorbildliche Klarheit, Schärfe, Geschlossenheit.

Aber in unsren Zeiten der *philologia pressa*, wo so mancher Zweifel, so mancher beirrende Reiz an Sie herantritt, herantreten muss — gerade wenn Sie offne Augen haben —, da werden gewisse, weniger exemplarische, aber kompliziertere und im Grunde reichere Geister noch überzeugender zu Ihnen sprechen. Da nenne ich vor allem die Welcker-Darstellung von Reinhold Kekulé, ein sehr sinniges Buch, Aufzeichnungen Welcker's von der Hand des Herausgebers ergänzt und zu einem biographischen Bilde abgerundet. Man sieht da, wie eine von theologischen, ästhetischen, politisch-patriotischen Interessen bewegte und vielfach schwankende Natur auf dem Boden der Altertumswissenschaft Heimat und Halt findet. Die Beziehungen zu den Romantikern und den Humboldts zeigen uns Welcker in einer Sphäre, zu der wir heute mit Verehrung hinaufblicken. In diesem Zusammenhang darf ich wohl

auch meinen biographischen Versuch über Erwin Rohde nennen; Rohdes Persönlichkeit ist da vor allem nach den Briefen geschildert. Rohde, der in seinen Werken so klar und harmonisch vor uns dasteht, war eine überreiche aber widerspruchsvolle und problematische Persönlichkeit — Mancher, der nichts weiss von dem Philologen, kennt ihn als Herzensfreund Friedrich Nietzsches. Rohde hatte starke künstlerische Triebe und einen über die übliche technische Geschäftigkeit hinaus gerichteten philosophischen Sinn, den gerade das Dunkle und Irrationale in allem Menschendasein anzog. Von ihm rühren aber die beiden abgeklärtesten Meisterwerke her, die uns die Philologie Deutschlands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschenkt hat: das Buch über den griechischen Roman und die Psyche — ich setze voraus, dass Sie diese Werke kennen oder kennen zu lernen suchen. Wie sich dieser temperamentvolle — man kann sagen, im Boden einer gewissen gefühlsmässigen Mystik wurzelnde — Geist zu strenger wissenschaftlicher Arbeit, zu unerbittlicher Schärfe und Wahrhaftigkeit erzieht, ohne dabei in die Einseitigkeit und die Selbstüberhebung mancher Nur-Gelehrten zu verfallen, das scheint mir wahrhaft erzieherischen Wert zu besitzen. Auch die Art, wie er sich zu den Grossen stellt, die ihm nahe treten, zu Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Gerade weil Rohde nicht so schlechtweg der prädestinierte Philologe war, weil er sich herauszuarbeiten hatte, gerade deswegen wird er für manchen von Ihnen sympathisch und erzieherisch sein.

Das sind sehr verschiedene Philologentypen, die ich Ihnen vorgeführt habe. Allen gemeinsam ist die Freude an antiker Dichtung und Kunst; den zuletzt genannten vor allem auch der Sinn für alte Religion und Philosophie. Fragen Sie sich, ob Sie sich diesen Leuten verwandt fühlen, ob Sie ein inneres Verhältnis zu jenen Lebensmächten haben, von denen die antike Kultur getragen wird. Wer das verneinen muss — der kann vielleicht ein wackrer Sprachmeister oder Paläograph werden, ein Philologe wird er nicht. Sie sehen, mein Protreptikos wird wieder ein Apotreptikos.

* * *

Noch eine ganze Reihe von Fragen sind unbeantwortet geblieben. Jeder Beruf hat seine Schattenseiten, und Berufskrankheiten gibts nicht bloss beim Fabrikarbeiter; eine bewusste geistige Hygiene ist Ihre Pflicht. Wie verhält sich Ihr Fachstudium zu Ihrer persönlichen Bildung? Kann es Ihnen etwas sein im Kampf um die Ideale der Studentenschaft und der werdenden Kultur? Ich muss Sie für heute mit diesen Fragen entlassen, für die ich Antworten zu haben meine. Es findet sich wohl im Kolleg oder in freier Aussprache Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Die Wünsche, die ich für Sie habe, sind aber schliesslich in wenige Worte zusammenzufassen. Lernen Sie arbeiten, bemächtigen Sie sich der Mittel unsrer philologischen Technik und Methode, damit Sie wissenschaftlich mündig werden! Und versuchen Sie zugleich die reiche Welt, in die Sie Ihr Studium führt, im Sinne Humboldts zu erfassen und für Ihre persönliche Bildung auszunutzen! Wenn Sie recht hinhören, wird Ihnen so ein antiker Mensch und Künstler sagen: „Was hast Du denn erlebt, was kannst Du fühlen und verstehen von unserm Werk, unserm Wesen, unserm Schicksal? Werde erst mehr als Du bist, werde freier und stärker, innerlich reicher zugleich und einfacher!“ Nur indem Sie selbst sich unablässig weiterbilden, werden Sie den Forderungen gerecht, die Wissenschaft und Schule an Sie zu stellen haben.

Inhaltsübersicht.

Einleitung. Zweck des Vortrags. Schule und Universität . . . . . Seite 1

I. Arbeitsfeld der klassischen Philologie. Einheit der griechisch-römischen Kultur. Grenzgebiete. „ 6

II. Philologie, Geschichte, Archäologie. Behandlung der Texte als Hauptaufgabe des Philologen: Textkritik und Exegese. Methoden der Lektüre. Denkmälerkenntnis. . . . . „ 10

III. Das System der Altertumswissenschaft. Die Sprache. Metrik, Poetik, Rhetorik. Literatur- und Kulturgeschichte. Politische Geschichte. Religion, Sage, Sitte. Bildende Kunst und Musik . . . . . „ 24

IV. Methode des Studiums. Bedeutung selbstständiger Einzelarbeit. Vom Einzelnen zum Ganzen. Orientierung und rezeptive Aneignung „ 39

V. Die diktatischen Mittel der Universität. Die Vorlesung. Die Uebungen. Die Sprechstunde. Meister der Philologie als Führer. Philologenbiographien . . . . . „ 56

Schlusswort.

Verlag von Ernst Reinhardt in München.

In der Sammlung der Studienführer ist ausserdem erschienen:

von der Leyen, Prof. Fr., Wie studiert man deutsche Philologie?

60 Pfennig.

Brentano, Prof., Lujo, Wie studiert man Volkswirtschaftslehre?

60 Pfennig.

Buchdruckerei von Max Steinebach, München.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032207395

887 C889

Crusius
Wie studiert man klassische philologie?

887 C889

DEC 16 1935